

© 2023 Christoph Elias Wild

c/o autorenglück.de
Franz-Mehring-Str. 15
01237 Dresden

ISBN Softcover: 978-3-347-84539-8

ISBN E-Book: 978-3-347-84540-4

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg,
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

BRACHEFSKYS SPIELUHR	- 9 -
BIG SAM	- 33 -
DAS FÜNFTE WORT	- 139 -
DER BERICHT DES SQUAD LEADERS KINGSLEY	- 177 -
DER HIRSCHKOPF	- 282 -
DIE TREPPE ODER; CHUPPYS AUFSTIEG	- 318 -

Archiv zwischen den Welten

von Christoph Elias Wild

Ein sanftes Lächeln umschließt seine Lippen
als er Ihnen die Tür öffnet und Sie
hereinbittet.

In seiner Hand hält nur einen brennenden
Kerzenhalter, mit dem er den Gang vor
Ihnen ausleuchtet, während er eilig
voranschreitet.

Er sagt kein Wort.

Und Sie genau so wenig.

Sie sind nervös und verwirrt, warum Sie
sich überhaupt dazu entschlossen haben,
hierher zu kommen. Aber nun sind Sie da
und die Person, die sie vage an einen älteren
Mann erinnert, den sie schon einmal gesehen
zu haben meinen, scheint wild entschlossen,
Sie so schnell nicht wieder gehen zu lassen.

Auf dem Weg sehen sie sich verstohlen
um. Sie entdecken Gemälde und Portraits
von einigen Ihrer Lieblingsschriftsteller.
Darunter auch Horror- und Fantasyautoren.

Sie wissen noch immer nicht, warum Sie
hier sind. War es die Neugier? War es der
Wunsch, etwas Neues auszuprobieren? Sie
wissen es nicht. Doch nun sind sie da.

Er bleibt abrupt vor einer hölzernen Tür
stehen und hält kurz inne. Bedächtig sieht er

Sie an und legt seinen Zeigefinger an die Lippen. »Es ist von äußerster Wichtigkeit«, sagt er, »dass Sie nicht sprechen!«

Vorsichtig, beinahe ängstlich öffnet er die Tür, die sich mit einem verheißungsvollen Quietschen nach innen öffnet und mit einer höflichen Verbeugung bittet er Sie hinein.

Sowohl Ihre als auch die Schritte ihres Gastgebers sind das einzige Geräusch, was Sie hören, während Sie vorsichtig den Raum betreten. Eine alte Bibliothek. Folianten und staubige Bücher sind sauber in Regalen aufgereiht, die so hoch reichen, dass Sie das Ende nicht sehen können.

Ihr Gastgeber deutet auf einen gemütlich aussehenden Sessel. Sie nehmen Platz, während er eilig andere Kerzen im Raum anzündet und so zumindest Ihren kleinen Sitzbereich beleuchtet. Während er das tut, sehen Sie sich um. Der Raum ist größer als alles, was Sie jemals in Ihrem bisherigen Leben gesehen haben. Die Regale reichen nicht nur höher, als Sie in der Dunkelheit ausmachen können, sie reichen auch viel weiter in den Raum hinein als Sie jemals erwartet hätten. Sie haben das Gefühl, dass

sich zwischen den Gängen etwas bewegt, aber das kann nur Einbildung sein. Plötzlich steht Ihr Gastgeber vor Ihnen und lächelt freundlich, ohne dabei vertrauenserrückend zu wirken. »Sie sehen hier«, beginnt er, »eine fantastische Sammlung aller möglichen Geschichten! Sie sind doch hergekommen, weil Sie Geschichten mögen, nicht wahr?«

Unruhig sitzen Sie auf ihrem Sessel und fragen sich, was das Ganze eigentlich soll.

»Es ist meine Aufgabe«, sagt der Mann weiter, »Ihnen einige dieser Geschichten näherzubringen. Denn dazu sind Geschichten da, nicht wahr? Sie sollen erzählt werden!« Er deutet mit einer ausladenden Geste auf die umliegenden Regale. »Hier sind alle Geschichten gelagert, die je geschrieben wurden, geschrieben werden oder sogar gegenwärtig erzählt werden! Ihr erstes Buch, das Sie komplett gelesen haben. Ich habe es hier! Die erste Gute Nacht Geschichte, die Ihnen erzählt wurde. Ich habe sie hier!«

Ein wissendes Lächeln zeigt seine Zähne. Er blinzelt leicht, bevor er sich umdreht und zu einem der Regale geht. »Aber«, ruft er

Ihnen über seine Schulter zu, »Sie sind ja nicht hier, um Geschichten zu hören, die Sie bereits kennen. Wo ist es denn?«

Mit seinem Zeigefinger sucht er die einzelnen Bücher ab.

»Ah, da ist es ja!«, ruft er erfreut und zieht ein kleines unscheinbares Büchlein hervor. Sie können kurz einen Blick auf den Einband werfen, bevor er es öffnet und sich gemütlich in einen Sessel gegenüber dem Ihren setzt. »Fangen wir an!«

Brachefskys Spieluhr

Talent hat seinen Preis! Wenn ich Ihnen eine Sache ganz genau sagen kann, dann diese: Talent hat seinen Preis. Mein Talent war schon immer die Musik. Als einer meiner Onkel mir ein Xylophon schenkte - ich war gerade einmal zwei Jahre alt - erwarteten alle Erwachsenen um mich herum, dass ich sinnlos darauf rumklimpern würde und mich einfach nur über den Krach freue, den ich dabei produziere. Aber laut meiner Familie habe ich schon damals instinktiv Melodien gespielt. Einmal sogar

›Freude schöner Götterfunken‹, was ich davor wohl auf dem Plattenspieler meiner Großmutter gehört haben soll. Ich weiß davon natürlich nichts mehr, denn ich war, wie gesagt, zwei Jahre alt.

Meine erste Erinnerung, die mit Musik zu tun hat, war in der Vorschule, kurz nachdem meine Familie von Warschau über das Stettiner Haff nach Westdeutschland geflohen war. Nur wenige Jahre danach zerfiel die Sowjetunion und es war eine freie Reise möglich. Aber an diesem Tag, ich müsste ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein, brachte eine Erzieherin ein kleines Keyboard mit. Es war kein teures oder elegantes Modell, aber ein Keyboard gab es weder in Warschau noch in Ostdeutschland. Zumindest nicht für einfache Arbeiter wie meinen Vater. Jedenfalls klimperten alle Kinder auf den Tasten herum und freuten sich über den Krach, den sie dabei produzierten. Als ich an der Reihe war, spielte ich mich kurz ein und gab aus dem Gehör und der Erinnerung heraus erkennbare Melodien der großen Meister wieder:

Für Luise, Schicksalssymphonie, Recitar!
Vesti La Giubba und so weiter. An den Blick
der Erzieherin kann ich mich noch heute
sehr gut erinnern. Eine Mischung zwischen
Ungläubigkeit und, naja, Furcht. Sie
fürchtete diesen kleinen Polen, der sie
selbst an die Wand spielte. Aber eine Sache
muss ich dieser Dame, an deren Namen
oder überhaupt ihr Aussehen ich mich kaum
erinnern kann, zugutehalten: Noch am
selben Tag, als meine Mutter mich von der
Vorschule abholte, sprach die Frau mit ihr.
Während ich alleine in der Ecke des
Zimmers weiterhin auf dem Keyboard
spielte - rumklimpern war das bei mir nie -
redete die Erzieherin flüsternd mit der Frau,
die mir einst das Leben schenkte. Sie sprach
von »Begabung« und »Förderung«.

Was ich hörte machte mich weder nervös
noch ängstlich, doch die Reaktion meiner
Mutter tat das sehr wohl.

Sie begann zu weinen. Meine *matka* war
eine starke Frau, müssen Sie wissen, und sie
weinte nie. Auch nicht als einer ihrer Brüder
zur »sozialistischen Umerziehung« in ein
Gefängnis gebracht wurde und sie ihn erst

Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer
widersah. Gebrochen, kleinlaut, am Ende.
Aber nicht einmal da hat sie geweint.
Doch die Erzieherin schaffte es mit den
Worten »Förderung« und »Begabung«. War
das nicht verrückt? Erst sehr viel später
verstand ich, warum meine Mutter so
reagiert hatte. Wir konnten uns kein
Instrument, geschweige denn eine
Musikschule für mich leisten. Mein Vater
stapelte Kisten in Lagerhäusern und meine
Mutter arbeitete von unserer kleinen
Wohnung aus als Näherin.

Die Miete konnten die beiden gerade so
stemmen und da ich ein Einzelkind war,
eine Seltenheit zu der Zeit, gab es auch
keine besonders große Förderung durch
den Staat.

In der Sowjetunion war mein Vater
Musikdozent gewesen. Hier stapelte er
Kisten.

War das nicht verrückt? Natürlich
erkannten *matka* und *ojciec* das Talent ihres
kleinen Sprosses, aber wie sollte man es
fördern, wenn es an den schlechten Tagen,
also meistens, Kartoffeln mit Kraut und

Dosenfleisch gab. Und an den ganz schlechten - seltener - Wasser, Brot und etwas Käse? Man konnte es nicht fördern. Das war die bittere Wahrheit. Aber meine Erzieherin, Gott möge sie schützen, gab meiner Mutter einen Prospekt mit. Eine Schule für Kinder wie mich, eine Privatschule. Ich sollte einfach einmal vorspielen und die Erzieherin war sich sicher, dass ich ein Stipendium erhalten würde. Noch am selben Abend sprach meine Mutter mit meinem Vater, während ich auf dem Xylophon spielte. An dieses Gespräch erinnere ich mich noch sehr genau. »Ich weiß, dass die Reise nach München schwierig ist, aber was ist, wenn sie Mikhael wirklich nehmen?«, sagte meine Mutter. Mein Vater setzte sich auf seinen alten Sessel und sah sie traurig an. Er war gebrochen. Er hatte die Freiheit, seine Familie versorgen zu können, gegen die Freiheit der Meinungsäußerung getauscht. Beides wichtig, aber nicht gegeneinander aufzuwiegen. Seine Worte kamen leise und mit Bedacht. »Die Reise nach München ist teuer!«, sagte er. Das stimmte, obwohl es

nur einhundert Kilometer weit weg war. Mit einem leeren Geldbeutel ist selbst das Nachbardorf weit weg. »Ich weiß!«, gab meine Mutter leise zu, »aber wir können das Geld zusammenklauben, indem wir ein paar Sachen verkaufen. Großmutter's Nähmaschine zum Beispiel. Die Firma lässt mich überall nähen, auch mit der Hand. Ich verwende die Maschine eh nicht, also kann ich auch in München mit Nadel und Faden weiterarbeiten!« Das war ein besonderer Vorschlag.

Uroma war lange vor unserer Flucht aus Warschau gestorben, und alles, was meine Mutter an ihre geliebte babcia erinnerte, war diese alte Nähmaschine. Mein Vater erkannte, wie ernst es ihr war und sagte: »Ich könnte die Spieluhr, die meine Mutter Mikhael zu seiner Geburt geschenkt hat, verkaufen, er verwendet sie eh nie!« »Nein!«, entgegnete matka leise, »Er liebt diese Spieluhr. Er lässt sie nur so selten spielen, weil sie nicht kaputt gehen soll! Und sie ist das Einzige, was du von deiner Mutter hast!« Mein Vater legte erschöpft seinen Kopf in die Hände. »Vielleicht

müssen wir die Vergangenheit begraben,
um eine Zukunft für Mikhael aufzubauen!«
Also wurde es getan. Fragen Sie mich nicht,
wie viel die Nähmaschine und die Spieluhr
eingebracht haben, aber bereits eine
Woche später saßen wir in einem alten VW
Golf und fuhren nach München, wo ich an
einer Privatschule am Klavier vorspielte.
Mein Vater zeigte mir auf Tasten, die er auf
Papier gezeichnet hatte, wie welche Stücke
zu spielen sind und ich entschloss mich, bei
diesem Vorspiel den Kelchtanz aus
Tschaikowskys Schwanensee zu spielen.
Auch ahnungslos, was das für ein Stück sein
sollte oder was überhaupt Ballett war,
empfand ich dieses Lied als erheiternd und
feierlich, aber dennoch ehrfurchtgebietend.
Ohne diese Worte als Kind gekannt zu
haben.

Das Vorspiel verlief sehr gut, auch wenn ich
zuerst nicht mit den Pedalen, die an dem
Klavier die Klangfarbe änderten,
zurechtkam, aber ich lernte noch während
des Spielens, welchen Zauber diese Pedale
dem Stück geben konnten.

Lange Rede kurzer Sinn: Ich wurde

tatsächlich für ein Stipendium angenommen und ging fortan auf diese musikalische Privatschule mit Internat. Meine Eltern konnten sich noch immer kein Klavier leisten, aber im Gemeinschaftssaal stand eines.

Doch denken Sie bitte nicht, dass ich im Gemeinschaftssaal Freunde gewonnen hätte. Meine Mitschüler mieden den kleinen Polen, der ihnen so sehr überlegen war und sogar einige Lehrer ließen mich ihre Abneigung spüren. Diplomatisch, aber dennoch vorhanden. Es waren Kleinigkeiten:

Ich putzte nach dem Unterricht meistens die Tafeln. Beim Abfragen des gestrigen Themas wurde immer der kleine Mikhael Brachefsky aufgerufen, und wenn ich eine Antwort mal nicht wusste, gab es gleich einen Eintrag ins Klassenbuch. Niemals so gehäuft, dass man wirklich Böartigkeit dahinter sehen könnte, aber die Vermutung war da.

Wie gesagt: Talent hat seinen Preis! Ich lebte also fortan in diesem Internat und obwohl meine Eltern mich jeden Tag

besuchten - sie haben sich eine kleine Wohnung in München besorgt - war ich schrecklich einsam.

Zu dieser Zeit trat das erste Mal Olec auf. Ich hatte noch nie einen unsichtbaren Freund, trotz der Tatsache, dass ich ein Einzelkind war.

Und im Alter von sieben Jahren ist die Erfindung einer solchen Imagination ungewöhnlich, glauben Sie nicht, dass ich das nicht weiß, aber so war es nun einmal. Olec begleitete mich fortan jeden Tag und machte es für mich leichter, im Leben durchzukommen. Noch heute ist er bei mir. Sie haben richtig gelesen! Ich, Mikhael Brachefsky, habe im zarten Alter von vierunddreißig Jahren noch immer einen unsichtbaren Freund. Auch wenn ich nicht weiß, ob er noch immer mein Freund ist.

Aber dazu erzähle ich später gerne mehr. Das muss ich tun, damit dieser gesamte Brief, den ich hier gerade schreibe, überhaupt Sinn macht. Fragen Sie sich bitte noch nicht, ob Sie hier einen Abschiedsbrief oder gar ein Geständnis vor sich haben! Es wird alles einen Sinn ergeben.

Zumindest hoffe ich das inständig. Denn für mich ergibt noch nicht alles einen Sinn, aber das muss es ja nicht immer, oder? Denn wie wir bereits gelernt haben: Talent hat eben seinen Preis! Ich schloss die Schule ab und erhielt ein Stipendium am Richard Wagner Konservatorium in Wien. Um meine kleine Wohnung in Österreich zu finanzieren, jobbte ich nebenher als Barpianist. Noch immer fand ich keine Freunde, aber das war dank Olec auch nicht notwendig. Er sprach mit mir und ich mit ihm und mir fielen die Erfolge förmlich zu. Nach der Universität erhielt ich Anfragen aus aller Welt. Ich trat im Fernsehen auf, bekam Plattenverträge und schwamm plötzlich in Geld. Und immer war Olec mit dabei. Er ließ meine Finger über die Tasten gleiten, flüsterte mir ins Ohr, was das Publikum in einer Talkshow hören wollte, ging mit mir zu Vertragsbesprechungen und begleitete mich auf Schritt und Tritt.

Und dann traf ich sie; Michelle. Sie war Sopranistin in einem großen Chor und für ihre engelsgleiche Stimme bekannt.

Ich habe ja bereits erwähnt, zumindest angedeutet, dass ich nicht der geselligste Mann bin, aber bei Michelle war es anders.

Ich will nun nicht in eine ewige Tirade der Romantik verfallen, aber so viel muss ich zu Michelle sagen: Wir verliebten uns und haben geheiratet. Können Sie das fassen?

Die wahrscheinlich schönste Frau der Musikwelt verliebte sich in mich, einen kleinen unbedeutenden Polen!

Wir kauften uns eine große Villa in der Nähe eines Waldes bei Stettin. Meiner Mutter - mein Vater war inzwischen verstorben - kaufte ich ein kleines Häuschen in München, wo sie noch immer lebt.

Michelle und ich waren glücklich und Olec war nicht mehr notwendig.

Er war nicht verschwunden, das können Sie mir glauben, aber er blieb sehr lange stumm.

Bis zu meinem Unfall sprach er kein Wort mehr mit mir.

Mein Unfall. Ja. Der hat sehr viel verändert. Nicht nur, dass ich meine linke Hand verlor, sondern auch meine Karriere und noch viel mehr. Aber dazu komme ich später. Ich

habe nicht vor, Sie mit Details zu einem Ereignis zu langweilen, von dem Sie wahrscheinlich bereits alle Einzelheiten in der Boulevardpresse gelesen haben. Aber so viel sei gesagt, und das können Sie auch gleich als Beichte wahrnehmen: Ja! Ich bin an diesem Winterabend betrunken Auto gefahren.

Ja! Ich war viel zu schnell unterwegs und ebenfalls ja! Ich bin in den Gegenverkehr geraten und habe zwei Kindern die Mutter genommen, die nur von der Arbeit nach Hause fahren wollte!

Ich musste meinen Führerschein abgeben, eine saftige Strafe zahlen, aber nicht ins Gefängnis. Keine Ahnung, wie mein Anwalt das hinbekommen hat, aber so war es. Das war vor einem Jahr und ich werde meinen Führerschein nicht wieder bekommen.

Der Alkohol schmeckt mir einfach zu gut.

Damit habe ich in Wien angefangen.

Ich sagte Ihnen ja bereits, das Olec mich auf Schritt und Tritt begleitete. Aber manchmal reichte ihm das nicht. Hin und wieder musste er schreien und sein schwarzes